

Bananen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 8

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sicht, das ja damit einen recht pikanten Anstrich erhalten mag, besonders im Rahmen des Bubikopfes. Das sind spezifisch moderne Gesichter, in denen es sich gar nicht zu lesen lohnt. Früher wurde den Einzelheiten des weiblichen Antlitzes viel mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung zu Teil, dafür schätzten sich die Verehrer auch schon glücklich, wenn sie das Fröhchen der Schönen zu Gesicht bekamen. Heute müssen die enthüllend bekleideten Beine erster Anreiz sein — eine schlimme Veräußerlichung...

Ich wollte gerade mit Eifer von den Vorzügen des kurzen Rockes sprechen, da ertönte von draußen ein silberhelles Mädchenlachen, erfrischend wie ein Springquell. Das sinnende Gesicht des Gelehrten schien auf einmal von Traurigkeit und Verbitterung erfüllt, ich spürte keine Lust, weiter zu diskutieren. Ich erkappte mich, wie ich an einem hübschen, jugendfrohen Mädchenkopf herummalte, — ich glaube, es war so ein süßer Bubikopf — er kam mir bekannt vor und doch konnte ich mich nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben... Das machte das Lachen, das klingende Lachen.

Wenn man noch so lachen kann, und wenn ein solches Lachen noch ein so liebes Bild in uns zu wecken vermag, dann, sagte ich mir, muß es mit der Veräußerlichung und mit dem ganzen Untergangsrummel noch nicht so schlimm stehen. Ich verabschiedete mich und ging in den Sommerabend hinaus. F. A. Wolmar.



Blick in eine Bananenkammer.

Bananen.

In einem unerhört raschen Siegeszug haben diese exotischen Früchte die Welt erobert. Ganze Berge werden Tag für Tag auf den Marktplätzen der Städte aufgeschichtet; am Abend sind sie meist verschwunden — aufgegessen.

Wo und wie wachsen sie und wie kommen sie zu uns? Diese Fragen seien hier kurz beantwortet.

Die Banane ist eine tropische Pflanze. Bei uns und in den südlichen Ländern Europas gedeihen sie wohl wie Palmen und andere exotische Ziergewächse bei guter Pflege in den Gärten, aber ihre Früchte vermögen nicht zu reifen, wenigstens nicht so, daß der handelsmäßige Anbau sich rentiert. Dies ist einzig in tropischen Ländern der Fall. In Mittel- und Südamerika, in Hinterindien, auf den Canarischen Inseln, in Polynesien usw. wird die Banane in großem Maßstabe kultiviert.

Fünf Meter hoch ragt die einjährige Bananenpflanze aus dem Boden. Wie bei einer Palme wachsen lange, schirmartige Blätter aus dem Stamm heraus. Aus der obersten Blattachsel sproßt eine etwa 50 Zentimeter lange tulpenförmige Blüte. Die dicht aneinander liegenden Blumenblätter öffnen sich, rollen sich zurück und lassen die jungen, fünfzähligen Fruchtknoten hervortreten. In dem Maße, wie die Früchte wachsen, wächst auch die Blüte aus der Mitte heraus zu einer langen Traube, an der die Früchte, dicht aneinander sitzend und rückwärts gerichtet, in vielen — bis 12 — Etagen angewachsen sind.

Um die vielen Früchte zum Reifen zu bringen, muß man die beschatteten Blumenblätter wegpflücken und den Bananen selber die oberste Spitze abschneiden. Da eine einzelne Pflanze ca. 150 Früchte trägt, kann man sich die große Arbeit denken, die dieses Beschneiden in einer ganzen Plantage verursacht. Dazu kommt, daß die Pflanzen fleißig begossen werden müssen.

Die Fruchtköpfe werden abgeschnitten, wenn die Banane noch grün ist. Das Ausreifen geschieht in extra geheizten Räumen der großen Fruchthandlungen am Orte des Verbrauches (siehe obenstehende Abbildung). Das Verpacken und Verschiden erfordert große Sorgfalt und viel Arbeit. Darum kommen die Früchte relativ so hoch zu stehen im Verkauf. Auf den Canarischen Inseln beispiels-

weise holt man die Fruchtköpfe in Wolldecken gewickelt auf Automobilen oder Ochsenkarren in den Packeraum der Bananenfarm; dort sortiert und wägt man sie, packt sie dann sorgfältig in eine Watterschicht und in ein Packpapier, und darum legt man erst noch ein leichtes Holzgestell, damit ja die Früchte auf dem Seetransport nicht beschädigt werden. Es gibt auch extra eingerichtete Bananenschiffe, in denen die Fruchtköpfe unverpackt aufgehängt werden können. Millionen solcher Bananentrauben kommen, wie gesagt, in die europäischen und amerikanischen Städte. Hunderttausende verdienen daran. Aber, wie man sieht, geht das nicht ohne Arbeit. Das möge jeder bedenken, der glaubt, über den hohen Preis der Bananen wettern zu müssen. Vielleicht wäre ihm, dem das Bananenessen zu kostspielig ist, mit der Rückkehr zum billigeren einheimischen Obst, das nicht weniger gut und gesund ist, geholfen. Er möge es einmal probieren.

Die Kirchenräuber.

Von Hanna Heß.

In einer häßlichen Spelunke am Ufer eines trägen, gelben Flusses saßen eines Abends drei wilde Gesellen um den schmierigen Wirtstisch, spielten lärmend um den gärenden Trank, der in trüben Gläsern vor ihnen stand und erzählten sich derbe Gespenstergeschichten. Ihr gröhrendes Lachen wurde immer heiserer und ihre Blicke suchten in schlecht verhülltem Grausen die Ecken ab, die sich wie feige Feinde in undurchdringliches Dunkel zurückbogen. Die übelriechenden Rauchwolken, aus dem Dunst schlechter Zigarren und schmutziger Kleider zusammengeballt, wogten unruhig um das flackernde Talglüh und verdichteten die gruselige Gespensterstimmung.

Carlo, der jüngste der drei Gesellen, lachte plötzlich hellauf: „Es scheint wirklich, wir fangen an, uns wie kleine Kinder ob unsern eigenen Geschichten zu fürchten. Ha! ha!“ Das Lachen brach sich mißtönig an dem grauen Gemäuer und fiel auf die Zecher zurück.

„Schweig doch! Wer weiß...! flüsterte der alte Martino heiser und stierte einer Rauchwolke nach, wie sie eilends mit gestrecktem Leib in eine der Ecken flüchtete und dort von der Dunkelheit gierig aufgesogen wurde. „Wer weiß... Einmal spotteten mein kleiner Bruder und ich über meines Bruders Schutzpatron. Am andern Tage fiel mein kleiner Fratello in den Fluß. Wir haben ihn nie wieder gefunden.“

„Bah, komm uns doch nicht mit deinen Kinderstübemärchen. Hätte der Knirps besser aufgepaßt, es wäre ihm